

HEYNE <

Das Buch

Saras Ehe ist alles andere als harmonisch. Ingeheim beneidet sie deshalb ihre Schwester Tini um ihr perfektes Glück. Doch das ändert sich mit einem Schlag, als Tinis Mann tot aufgefunden wird und bekannt wird, dass er nicht nur Alkoholiker war sondern Tini auch geschlagen hat. Sara ist geschockt, doch als ihre Schwester unter Mordverdacht gerät, ist sie von deren Unschuld überzeugt und recherchiert auf eigene Faust. Dabei gerät sie in ein dichtes Geflecht aus Selbsthilfegruppen und Inernetforen, in dessen Zentrum die geheimnisvolle Valeska steht. Auch der charismatische Anwalt Michael scheint mehr zu wissen, als er zugibt. Je länger Sara recherchiert, umso bedrohlicher erscheint ihr die Sache auch für sie selbst. Dann taucht plötzlich ein weiterer Toter auf...

Die Autorin

Janet Clark, geboren 1967 in München, arbeitete nach ihrem Studium als wissenschaftliche Assistentin, Universitätsdozentin, Geschäftsführerin und Marketing-Leiterin in Belgien, England und Deutschland. Bisher veröffentlichte sie Kurzgeschichten. *Ich sehe dich* ist ihr Debütroman. Heute lebt Janet Clark mit ihrem Mann und drei Kindern wieder in München.

Janet Clark

Ich sehe dich

Thriller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 05/2011
Copyright © 2011 by Janet Clark
Copyright © 2011 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlagfoto: © Shutterstock/Laurin Rinder
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43592-6

www.heyne.de

*Meiner Mutter
in Liebe und Dankbarkeit*

Das grelle Rot des Fruchtmantels schreit mir seine Warnung ins Gesicht. Doch ich sehe nur die winzigen Samen und das neue, bessere Leben, das sie mir versprechen.

Immer wieder drücke ich meine Fingernägel in das weiche Fleisch der Eibenfrucht, pule die dunkelbraunen Samen heraus und lege sie auf ein Holzbrettchen. Die Hüllen werfe ich in den Abfall, wo sie sich mit den noch feuchten Kartoffelschalen vermischen. Das Häufchen Samen zerstoße ich mit dem Mörser aus Stein, bis nur noch ein Pulver übrig ist, das auf der klebrigen Kuppe meines Zeigefingers einen schmutzigen Film hinterlässt.

Seine Hand auf meiner Schulter jagt eine Hitzewelle durch meinen Körper. Ich weiß nicht, wie lange er schon hinter mir steht, und wage kaum zu atmen, fürchte, dass er das Rasen meines Herzens bemerkt.

»Was machst du?«

»Curry.« Ich schiebe mit zitternder Hand das Brettchen von mir weg.

»Curry?« Er tritt neben mich, packt mein Kinn und zwingt mich, ihn anzusehen. Sein Atem riecht nach Schnaps. Sein Blick ist misstrauisch. »Du hast noch nie indisch gekocht.«

»Du tust mir weh.«

Er lässt mich los, doch er fixiert mich, als wolle er meine Gedanken lesen.

»Du lügst.«

Ich tunke einen Löffel in die brodelnde Soße, führe ihn an

meinen Mund, probiere und reiche ihn dann weiter. Meine Hand ist ruhig. Meine Stimme fest.

»Noch etwas Würze, was meinst du?« Ohne auf seine Antwort zu warten, nehme ich das Brettchen und ein Messer, gebe das tödliche Pulver hinzu und rühre es langsam in seine Liebesspeise ein.

»Du kannst nicht indisch kochen.«

Schokobraune Pulverfäden durchziehen die Oberfläche wie das Farbspiel eines Kreisels und verschmelzen unaufhaltsam mit dem gelblichen Grundton.

»Ich hatte nie die richtigen Zutaten.«

»Du wolltest nie.«

Ich drehe die Temperatur herunter und ziehe den Holzlöffel aus dem Curry. Die Oberfläche glättet sich und bedeckt mein Geheimnis.

»Ich wollte dir eine Freude machen.«

Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie er sich von mir ab- und dem Kühlschrank zuwendet. Gleich wird er einen Schritt machen. Zögernd. Dann noch einen. Die Tür öffnen, vorsichtig, damit die Flaschen nicht klirren, ein Bier herausnehmen, mit dem Feuerzeug den Kronkorken wegschnippen und einen großen Schluck aus der Flasche nehmen.

Da. Das Plopp. Das leise Klirren des Metalls auf den Küchenfliesen. Schlucken. Stumm zähle ich bis fünf. Dann drehe ich mich zu ihm um. Mit dem Handrücken wischt er sich über die bierfeuchten Lippen.

»Sind Kartoffeln drin?«

»Und Hühnerbrust. Freust du dich?«

Mit einem Schulterzucken schlurft er aus der Küche. Im Türrahmen bleibt er stehen.

»Ich hätte mir eh ein Curry geholt.«

Ich lächle ihn an. »Ich weiß.«

Sonntag, 7. Dezember

Die junge Frau stand reglos vor dem Grab.

Er beobachtete, wie ihre Lippen sich bewegten, ein stummes Zwiegespräch, an dessen Ende sie vor dem Grabstein in die Hocke ging und vorsichtig darüberwischte, so als streichelte sie den Stein. Beim Anblick der zärtlichen Geste zuckte er zusammen. Er sah, wie sie vier Rosen auf das Grab legte, dunkelrote Blüten im Weiß des Schnees, und hörte das Rauschen in seinen Adern, das sich zu einem Brausen steigerte und schließlich wild in seinen Schläfen pochte.

Das hätte mein Grab sein können. Aber mir würde sie keine Rosen bringen.

Er ballte seine Hände zu Fäusten. Sein Puls beschleunigte sich, die Fingernägel gruben sich tief in seine Haut. Er fühlte den Schmerz und verstärkte den Druck.

Plötzlich bemerkte er den Mann neben sich.

»Alles in Ordnung?« Die Hand des Mannes schwebte über seinem Arm, berührte ihn aber nicht. Erst jetzt hörte er sein eigenes Keuchen.

Ohne dem Mann zu antworten, wandte er sich ab und lief zum Ausgang. Die Abenddämmerung über der Stadt tauchte die Fußgänger in geheimnisvolles Licht, das sie mit ihren eigenen Schatten verschmelzen ließ.

Verdammt, was ist nur los mit dir, wie kannst du dich so gehenlassen? Willst du alles ruinieren? Hast du vergessen, was sie dir angetan hat?

Er hatte es nicht vergessen. Fünf Jahre und vier Monate

lang hatte er es nicht vergessen. Eintausendneunhundert und einunddreißig Tage. Er legte die rechte Hand über die linke und drückte mit dem Daumen einen Finger nach dem anderen nach unten, bis er das leise Knacken des Gelenkes vernahm.

2

Lydia spürte, wie die Nässe durch ihre Hose kroch. Trotzdem verharrte sie in der gleichen Position, die Knie auf dem grauen Stein, den Oberkörper nach vorne gebeugt. Vorsichtig, als befreie sie uralte Knochen von feinem Wüstensand, wischte sie den Schnee von den kupferfarbenen Buchstaben, bis die Inschrift vollständig zu lesen war. Dann nahm sie die Rosen, die sie auf dem Stein abgelegt hatte, und platzierte sie sorgfältig unterhalb der Inschrift.

*Anina 28 * Lucca 8 * Neni 6 * Nora 5*

Die Sonne ging unter, bevor es Abend wurde.

»Ach Anina, warum hast du nicht auf mich gehört? Wir hätten zusammen neu angefangen, weit weg von hier.« Sie öffnete ihren Rucksack und holte eine Grabkerze heraus. »Wen hätte es gekümmert? Mich nicht. Ich wollte eh nicht in München bleiben.«

Sie legte die Kerze auf ihrem Schoß ab und griff wieder in den Rucksack. »Wir hätten in Berlin eine neue Gruppe gründen können. Oder in Hamburg. Oder... ach egal, irgendwo, wo er dich nicht gefunden... wo er *euch* nicht gefunden hätte.«

Die dritte und vierte Kerze stellte sie aufrecht in den Schnee, dann nahm sie eine Schachtel Zündhölzer, holte eins heraus und fuhr damit an der Reibefläche entlang. Das dünne Hölzchen entflammte kurz und erlosch, bevor sie es in die Nähe der Kerzen bringen konnte. Sie versuchte es wieder und wieder, doch kaum bewegte sie das Streichholz,

flackerte die Flamme und ging aus. Mit einem unwilligen Laut warf sie die Schachtel in den Schnee und begann, ihren Rucksack nach einem Feuerzeug zu durchwühlen.

»Du könntest jetzt hier sein! Du und dein dämlicher Dickschädel. Weißt du eigentlich, was du mir abverlangst? Oder wie oft ich alles hinschmeißen will? Einfach hier weg und abhauen.« Ungestüm riss sie am Reißverschluss der äußeren Tasche. »Weißt du, wie oft ich mich frage, ob ich das Richtige tue? *Du* hättest natürlich keine Zweifel, du würdest mich auslachen, nein, du würdest mir die Leviten lesen, weil ich an unserer Sache zweifle.«

Mit der rechten Hand zog sie ein Feuerzeug aus dem Rucksackfach. Dann flüsterte sie kaum hörbar: »...und wahrscheinlich hättest du sogar Recht. Aber was hilft mir das?«

Sie nahm die Kerzen hoch, eine nach der anderen, hielt sie schräg und zündete sie an. Die Flamme des Feuerzeugs wehte nach hinten und versengte die Haut an ihrem Daumen. Lydia ließ das Feuerzeug fallen und tauchte die Hand in den Schnee, spürte, wie die kalten Kristalle um ihren Finger herum schmolzen und den Schmerz betäubten.

Dann platzierte sie die leuchtenden Grablichter sorgfältig über den Namen. »Ihr seid nicht umsonst gestorben. Das verspreche ich dir.«

3

Ziellos schlenderte er die Straße entlang, bis zum Nymphenburger Kanal, dessen schnurgerader Verlauf ihn immer wieder aufs Neue faszinierte. Dort blieb er, wie so oft, stehen und verlor sich in der Betrachtung der geraden Linie des künstlichen Gewässers, das auf seiner gesamten Länge nicht einen Zentimeter von seinem vorgesehenen Weg abwich. Nur so funktioniert es, dachte er, man muss dem einmal eingeschlagenen Weg bis zum Ende folgen.

Das fröhliche Treiben einer Gruppe Jugendlicher, die auf der gefrorenen Wasseroberfläche Eishockey spielte, irritierte ihn. Schnell überquerte er die Fußgängerbrücke und verschwand in der Dunkelheit des Grünwaldparks. Er genoss den Schutz des dichten Nadelwalds, der ihn von dem Trubel der Kanalbesucher abschottete, und verlangsamte seinen Schritt. Als sei es ein Spiel, lauschte er dem Knirschen seiner Sohlen auf dem Schnee und achtete darauf, genau in der Mitte des Weges zu bleiben.

Es war kalt, der Wetterbericht hatte weiterhin Minustemperaturen vorhergesagt. Er sah seinen warmen Atem in der eisigen Luft, doch er spürte die Kälte nicht. Er berauschte sich an der Vorstellung, wie er seine Hände um ihren Hals legte. Seine Hände an der Kehle dieses Luders. Bald.

Viel zu schnell erreichte er die in weihnachtlichen Lichterglanz getauchte Hauptstraße. In der beleuchteten Auslage eines Buchladens stapelten sich Bücher und festliche Päckchen vor einer mit Kunstschnee bestäubten Trennwand. Er

blieb stehen und betrachtete sein Spiegelbild im Schaufenster. Blaue Augen. Schmale Lippen.

Sein Handy klingelte. Prüfend blickte er auf die Nummer im Display, doch er wusste bereits, wer dran war. Es war so weit. Die Zeit des Wartens war vorbei. Die Jagd begann. Jetzt.

Montag, 8. Dezember

4

Sara stellte das Telefon auf Lautsprecher und betrachtete sich im Spiegel. Mit einer raschen Bewegung zog sie den Bleistift aus dem zu einem Knoten geschlungenem Haar. Wie sehr sie doch ihrem Vater ähnelte. Im Gegensatz zu Tini hatte sie seine dunklen Haare, fast schwarzen Augen und dichten Wimpern geerbt. Sie drehte ihre Haare zu einer Schnecke und befestigte diese von neuem mit dem Bleistift im Nacken. Aus dem Lautsprecher tönte noch immer das Freizeichen. Sara griff nach dem Telefon, um aufzulegen, als sie endlich Tinis verschlafene Stimme hörte.

»Ja?«

»Tini! Endlich! Wo warst du, verdammt? Ich hab mir Sorgen gemacht!«

»Hallo Sara.«

Sara hörte Tini gähnen.

»Liegst du noch im Bett?«

Im Hintergrund lief der Fernseher. Tini musste davor eingeschlafen sein, sie sah nie tagsüber fern.

»Nein.«

»Du klingst verschlafen.« Mit einem Buch in der Hand ging Sara zu dem Bücherregal auf der anderen Seite des breiten Altbaufllurs. Sie suchte nach einer Lücke in den Bücherreihen und quetschte das Buch schließlich zwischen *Die Buddenbrooks* und einen Krimi. Aus dem Telefonhörer schallte die hektische Stimme eines Moderators.

»Wie spät ist es?«, fragte Tini.

Sara warf einen Blick auf ihre Uhr. »Fünf vor halb neun.«
»Kacke!«

»Du liegst doch noch im Bett.« Sara sah ihre Schwester vor sich. Wie sie die blonden Haare hinter ihre Ohren strich, obwohl sie dort nie lange blieben, während ihre blauen Augen einen so intensiv musterten, als versuche sie, Gedanken zu lesen. »Wir waren verabredet, bei Edina, erinnerst du dich? Wegen dem Interview. Du hattest versprochen, dass du pünktlich kommst.«

»Ja ... Sorry. Ich hab verpennt.« Die Stimme des Moderators im Hintergrund verstummte.

»Toll. Ich ...«

»Sara, reg dich ab, ja? Ich bin gestern nach der Weihnachtsfeier auf dem Sofa eingeschlafen. Im Wohnzimmer. Da höre ich den Wecker nicht.«

»Aber ich hab dich doch angerufen.«

»Und ich hab's nicht gehört. Okay? Wahrscheinlich habe ich gestern zu viel Wein erwischt. Ich fühle mich, als hätte mir jemand mit dem Hammer auf den Kopf gehauen. Sag lieber, wie's gelaufen ist.«

»Naja, mäßig. Mit dir wäre sie sicher offener gewesen.«

Sara spürte, wie ihre Verärgerung wieder hochkam. Wäre Tini wie versprochen um halb sieben am Treffpunkt gewesen, hätte sie nicht die Hälfte der Zeit damit verbringen müssen, Edinas Vertrauen aufzubauen, um überhaupt verwertbare Aussagen für ihren Artikel über häusliche Gewalt zu erhalten.

»Hat es dir was gebracht?« Tinis Tonfall nahm eine versöhnliche Note an. Sara überlegte kurz, ob sie darauf eingehen sollte.

»Schon.« Sie ging weiter in ihr Arbeitszimmer. »Allein ihre Reaktion, als ich sie auf ihr Baby angesprochen habe.«

»Ja, traurige Geschichte.«

»Ich versteh das nicht. Warum geht sie nicht? Hat er sie nicht auch geschlagen?« Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schaltete den Computer an.

»Ja klar. Der behandelnde Arzt hat das Jugendamt eingeschaltet. Wegen dem Baby. Seitdem betreue ich sie.« Tini's Stimme klang jetzt resigniert, wie so oft, wenn sie über ihre Arbeit als Sozialarbeiterin sprach.

»Warum also?«

»Weil sie glaubt, dass sie keine Chance hat, wenn sie sich wehrt. Ich erlebe das doch jeden Tag, was glaubst du, wie mich das frustriert.« Tini seufzte. »Und weil sie nichts anderes kennt und sich verantwortlich fühlt.«

»Verantwortlich? Für einen Mann, der sie schlägt, und eine Familie, die sie wie Dreck behandelt?«

»Ach, Sara, würdest *du* aufhören, dich verantwortlich zu fühlen?«

»Ja. Allerdings.« Sie bemerkte die Schärfe in ihrem Tonfall und riss sich zusammen. »Wenn mein Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit angegriffen wird ...«

»Man muss die Hand nicht heben, um jemanden zu verletzen«, unterbrach Tini sie.

»Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst.«

»Natürlich weißt du das.«

Sara hörte, wie ihre Schwester Geschirr aufeinanderstapelte. »Unglaublich, Paul schafft es nicht mal, seinen Dreck wegzuräumen. Hier stinkt's wie in einer Currybude. Widerlich. Egal, ich wollte nur sagen, dass du ein Grundrecht auf körperliche *und seelische* Unversehrtheit hast. Du berufst dich nur auf die körperliche.«

»Und? Körperliche Gewalt ist nun mal die offensichtlichere.«

»Eben. Aber nicht unbedingt die schlimmere. Was tut Edina wohl mehr weh – die angebrochene Rippe oder die Tatsache, dass sie ihr Kind aufgeben muss?« Tini stellte das Geschirr lautstark ab. »Schwieriges Thema, ich weiß. Vielleicht kannst du das ja in deinem Artikel berücksichtigen.«

»Ich werd sehen«, antwortete Sara.

»Ich muss jetzt Schluss machen, sonst verpasse ich meinen nächsten Termin auch noch. Soll ich später bei dir vorbeikommen? Dann kann ich dir helfen, falls dir noch Infos zu Edinas Geschichte fehlen. So gegen sechs?«

»Isst du mit?«

»Gern. Und, Sara?«

»Ja?«

»Tut mir leid, wegen ...«

»Schon gut, bis später.«

5

»Ich kann dir nicht folgen.« Saras Freude wich langsam der Verärgerung über Ronnies abfällige Worte. Als die Redakteurin von *Nova* heute Mittag angerufen und ihr eine Teilzeitstelle angeboten hatte, war sie jubelnd durch die Wohnung gehüpft. Eine Festanstellung!

»Du *willst* mir nicht folgen«, sagte Ronnie. »Schatz, glaub mir, wenn du jetzt das Angebot von *Nova* annimmst, legst du dich fest. Und zwar langfristig.«

Vielleicht hatte er Recht. Vielleicht wollte sie seiner Argumentation wirklich nicht folgen, sondern einfach auf ihren Erfolg mit Champagner anstoßen. »Ja und?«

»Wegen ein paar Euro musst du dein Talent nicht dieser Art von Schundjournalismus opfern.«

Schundjournalismus?

»Wie kannst du so was sagen? Was ist mit dem Artikel, an dem ich gerade arbeite? Wie kann es schlecht sein, unterdrückten Frauen eine Stimme zugeben?«

»Du weißt genau, was ich sagen will.«

Er faltete die Zeitung sorgfältig auf DIN-A-4-Format und legte sie auf den Couchtisch neben den Adventskranz.

»Wenn du in einem Provinzkrankenhaus –«

»Wir reden nicht über mich.« Er neigte den Kopf und betrachtete das Revers seines Jacketts.

»Wenn du in einem Provinzkrankenhaus operierst statt in der Uniklinik, sagt das nichts über die Qualität deiner Arbeit aus.«



Janet Clark

Ich sehe dich

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43592-6

Heyne

Erscheinungstermin: April 2011

Bis dass der Tod uns scheidet

Grausame Morde erschüttern München. Die Opfer: Männer, die ihre Frauen terrorisiert und gequält haben. Als Saras Schwester unter Mordverdacht gerät, beginnt ein erbarmungsloser Wettlauf mit der Zeit. Kann Sara die Unschuld ihrer Schwester beweisen, bevor der Täter seinen teuflischen Plan vollendet? Und welche Rolle spielt die Selbsthilfegruppe Frauenwehr und deren geheimnisvolle Leiterin Valeska? Zu spät bemerkt Sara, dass auch sie längst ins Visier des Mörders geraten ist...